

Seit den 1970er Jahren hätten die Anthropologen den politischen Dimensionen der Namensfrage sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch ließe sie sich aber nicht darauf beschränken. Im Gegensatz zur älteren Anthropologie warnen die Herausgeberinnen vor der Strukturalismus-Falle (Claude Lévi-Strauss), Namen als rigide Zeichen zu lesen. In einigen Kulturen sei zu beobachten, dass Menschen eher zu ihren Namen gehörten als die Namen zu den Menschen: „In such societies, names erase rather than enshrine particular, individual pasts. One of the anthropological tasks of this volume is to recognize the possibility of different ontological positions regarding what names are, positions that need to be explored before we can ask questions about how we can know what they point to.“ (7) Gegenüber der älteren Anthropologie, die bevorzugt die exklusiven Tendenzen der Namensgebung behandelt habe, wollen Gabriele vom Bruck und Barbara Bodenhorn auf die integrativen Dimensionen aufmerksam machen, die Fähigkeit der Namen, Brücken zu schlagen, Brücken zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen, den Lebenden und den Toten, der Vergangenheit und der Gegenwart, den Menschen, Tieren und den Pflanzen etc. Es sei speziell die Möglichkeit, Namen von Personen zu lösen, „that allows them to cross boundaries. How these capacities combine and recombine, bringing boundaries into view and bridging others, provides another through line in the volume.“ (4) Ja, zuweilen gelingt es mit Hilfe der Namen (Teknonymie und Cross-Gender-Namen) auch, die Grenzen zwischen den Geschlechtern aufzuheben. Namen können aber auch ihre Träger schützen, und schließlich sind Namen und Träger manchmal sogar einerlei: „some people are their names“ (9).

In der Namensfrage kreuzen sich verschiedene Schlüsselkonzepte nicht nur der aktuellen Sozialanthropologie, wie die Herausgeberinnen meinen, sondern auch der aktuellen Geschichtsschreibung. Das macht den Sammelband zu einer ungemein anregenden und wertvollen Lektüre, auch für Historikerinnen und Historiker.

*Gabriela Signori, Konstanz*

Cécile Leguy u. Micheline Lebarbier Hg., **Des noms et des personnes**, Cahiers de littérature orale, 59/60 (2007), 412 S., EUR 26,-, ISBN 978-2-85831-163-7.

Das vorliegende Schwerpunktheft der ethnologischen Zeitschrift „Cahiers de littérature orale“ versammelt vierzehn Beiträge zum Verhältnis von Name und Person. Die Fragestellung beschränkt sich nicht auf die Untersuchung eines sozialen und politischen Klassifizierungsinstruments, sondern thematisiert Namen und Namensgebung als konstitutive Dimensionen mündlichen Ausdrucks. Gleich anfangs erinnern die Herausgeberinnen daran, dass der Name als Lautfolge in einem ursprünglichen Zusammenhang mit Sprechen steht. Ein Name, so Jean-Luc Picard in seinem Beitrag, „existiert erst dann, wenn er ausgesprochen wird“ (225). Als Wort und Klang, im Körper verwurzelt, wie Jacques Fédy es formuliert (358), unterscheidet der Name ein Individuum von sei-

ner Umwelt und stellt die Grundlage seiner sozialen Existenz. Darüber hinaus kommt das Benennen – als Aussprechen eines Namens – einer an andere gerichteten verbalen Geste gleich. Treffend spricht der von den Herausgeberinnen zitierte Afrikanist Emilio Bonvini deshalb von der „dialogischen Eigenschaft“ des Namens (7).

Im Mittelpunkt der geographisch breit gestreuten Aufsätze (Gesellschaften in Westafrika, Südafrika, Brasilien, Polynesien, Rumänien, Kanada) steht die Namensgebung als interaktive, symbolische, soziale wie performative Praxis. Der Gebrauch des Namens stiftet individuelle und gemeinschaftlich bestimmte Beziehungen zur Welt, in denen sich die Identität einer Person artikuliert. Die Vielfalt seiner Erscheinungsformen sei hier knapp in thematischen Schritten vorgestellt.

Namen können bisweilen poetische Züge tragen und regelrecht zu „Momenten mündlicher Literatur“ (7) werden, sei es als fiktionaler Bestandteil des sozialen Prozesses der Namensgebung oder allgemein als poetische Kraft des Wortes. Anhand einer mündlich überlieferten Erzählung der Dogon (Mali) geht Geneviève Calame-Griaule der Frage nach, inwieweit der Name des Protagonisten im Zusammenhang mit dessen Scheitern steht. Performativ erweist sich die soziale Praxis, einem kranken Kind einen neuen Namen zu geben, um die Krankheit zu überwinden. Umgekehrt vermittelt Benennung immer eine Botschaft (Wunsch, Zukunftsvorstellung, Vorwurf, Beschuldigung etc.), die gleichwohl nicht offen ausgesprochen wird. Die Zarma (im westlichen Niger) gebrauchen beispielsweise eine besondere Form der Lob-Poesie, genannt *ize zamu*, mit denen Mütter ihren Kindern ideale Eigenschaften zusprechen, ohne sich jedoch direkt an sie zu richten. Sandra Bornand versteht diese poetische Form als eine Art und Weise, Mutterliebe auf indirekte, weil über Fiktion vermittelte Weise als jene enge Bindung zum Kind zu zeigen, die in der Gesellschaft der Zarma in alltäglichen Worten nicht sagbar ist. Weniger die affektive als die hierarchische Komponente sozialer Beziehungen hebt Sophie Chave-Dartoën in ihrem Beitrag über Tänze hervor, die anlässlich des Festes für den Schutzpatron eines westpolynesischen Dorfes veranstaltet werden. Ein wesentlicher Bestandteil der Tänze ist das Rezitieren der Namen der Dorfbewohner – über dieses öffentliche Festritual des namentlichen Nennens wird, einer verbalen Prozession gleich, soziale Ordnung verhandelt.

Der Name erscheint hier als eine Form des Zeigens, auf andere und (auf) sich selbst. Umgekehrt vermag er zu verbergen und damit zu schützen; ein falscher Name macht zum Beispiel bei illegalem Aufenthalt behördliche Identifizierung unmöglich. Die an Heiligen orientierte Namensgebung, wie sie auch lange Zeit in weiten Teilen des katholischen Europas praktiziert wurde, kann als Dank für oder Bitte um Schutzherrschaft verstanden werden. Doch noch anderes kann ein Name in sich tragen, ohne es offen preiszugeben. Bei den Akebu im westlichen Togo dient einer der drei bei der Geburt gegebenen Namen dazu, Machtpositionen zu klären und Konflikte auszutragen: Dieser „gestaltete Name“ (*nom sculpté*) beinhaltet eine Mitteilung an eine im Dunkeln bleibende Person oder Macht. Kokou Benjamin Akotia argumentiert, dass dies nicht nur als eine Besonderheit mündlicher Kultur, sondern im Rahmen einer spezifischen „Ökonomie der Gewalt“ (53) zu verstehen sei, welche es dem Namensgeber ermög-

liche, soziale Spannungen zu handhaben, ohne auf physische und verbale Gewalt zurückzugreifen. Einen indirekten Ansprechmodus untersucht auch Cécile Leguy anhand von gängigen Sprichwörtern, die die Bwa (Mali) verwenden und die jeweils neu erfundene Personennamen mit missbilligender Aussage beinhalten. Der Proverbialname ist hier Handlungsaufforderung an den Angesprochenen, die verdeckt als Vorwurf oder Warnung formuliert wird. Im Gegensatz dazu betont Michèle Cros, dass bei den Lobi (Burkina Faso) die Macht des Namens-Wortes offen aggressiven Charakter annehmen kann, wie jene Bezeichnungen, die sich erwachsene Männer als eine Art Herausforderung an einen Widersacher, etwa einen Hexer, selbst wählen.

In vielen Gesellschaften erhalten Personen mehrere Namen: gleichzeitig, hintereinander dem Lebenszyklus folgend (Kindernamen, Initiationsnamen) oder situationsbezogen, wie Beinamen und Spitznamen. Die mehrfache Funktion des Namens kann also auf verschiedene Namen aufgeteilt sein – einer klassifiziert (Geschlecht, Tag der Geburt), ein zweiter drückt Freude oder Prestige aus, ein dritter dient der Kommunikation mit dem Unsichtbaren. Auf der Insel Wallis (westliches Polynesien) greifen mehrere Nominationsysteme ineinander, finden jedoch je nach Kontext meist getrennt Verwendung. Vertrauter für den europäischen Kontext ist die Namensmehrheit als Mittel, die Filiation auf Mutter- und Vaterseite zu markieren. Namen können auch im Laufe des Heranwachsens geändert werden, bei der Initiation oder um einer besonderen Handlung oder Eigenschaft Rechnung zu tragen. Interessant an Spitznamen ist, dass ihre soziale Wirkung kontextabhängig ist. Ein Name kann Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe bedeuten (Dogon, Mali), seine Verwendung durch andere hingegen macht ihn womöglich zu einem Wort der Verachtung. Micheline Lebarbier etwa unterstreicht am Beispiel der Bezeichnung ‚Hexe‘ im Norden Rumäniens die isolierende Wirkung des Zunamens.

Mit Namen werden nicht nur Eigenschaften und Botschaften mitgegeben, sondern eine ‚Essenz‘ – wie Dominique Sewane anhand der Etymologie chassidischer Namen zeigt. Oder im Gegenteil, Beziehungsnetze zu Menschen und Geistern, welche das soziale Verhalten des/der Benannten in weiterer Folge prägen. Im traditionellen Namenssystem der Inuit in Kanada erhält ein Kind einen oder mehrere Namen entsprechend dem Wunsch von – lebenden oder verstorbenen – Familienangehörigen, wieder in einem jungen Körper zu leben. Das Kind trägt nicht nur den Namen seines Eponyms, sondern auch alle seine Beziehungen, Eigenschaften und bis zur Pubertät auch das Geschlecht, falls es biologisch nicht übereinstimmen sollte. Der Name, so der Autor Bernard Saladin d’Anglure, ist hier ein „fait social total“ (287).

Bei Namenspluralität stellt, zum Beispiel bei den Dogon (Mali), jeder Name eine spezifische soziale Beziehung dar, denn die/der Sprecher/in verwendet je nach Zugehörigkeit und Status (Familie der Mutter, Familie des Vaters, Priester des Totemclans) einen anderen Namen für ein und dieselbe angesprochene Person. Die Vielheit des Namens verweist auch auf eines seiner Grundmerkmale: seine Veränderlichkeit, die Dynamik seiner aktiven Rolle bei der sozialen Verortung und Wahrnehmung des/der Einzelnen im

Gesellschaftsgefüge wie auch seine identitätsstiftende Funktion (sozial, kulturell, generationsspezifisch etc.). Verkürzt gesagt stehen diese Formen im Widerspruch zu den westlichen, behördlichen Namenssystemen des 19. und 20. Jahrhunderts, die nicht dialogisch sondern einseitig festlegend operieren, mit dem Anspruch, Identität für die Gemeinschaft zu stabilisieren anhand von auf Schriftgebrauch gestützter, normalisierender Verwaltungstätigkeit. Schrift spielt hier gewiss eine zentrale Rolle, sie fixiert und schafft Einheitlichkeit, wenngleich je nach Familienstruktur und Geschlecht unterschiedlich stark. Doch auch mündliche Gesellschaften betrachten Namen als untrennbar von der Person, wovon in mehreren afrikanischen Sprachen die Ausdrücke einen Namen „anheften“ oder „annageln“ (8) zeugen; diese Begriffe erinnern durchaus an die seit dem 18. Jahrhundert in Europa entwickelte ‚Papieridentität‘. In der Praxis bleiben schriftliche und interaktive Nominierungsformen jedoch meist unvereinbar.

Die Unvereinbarkeit von Namenssystemen im Kontext ungleicher Machtverteilung kann Identitätsverlust und Verunsicherung fördern: Da das staatliche kanadische Namenssystem (Vorname und Familienname) die Komplexität der Inuit-Namen ignoriert und über die Zuordnung von Familiennamen die traditionelle Nominierungs- und damit Tradierungslogik unterbricht, spricht sich Saladin d'Anglure für eine Aufwertung der alten Namensgebung aus. Das Zusammentreffen unterschiedlicher Namenslogiken ist auch Nährboden für Missverständnisse, wie Jean-Luc Picards Untersuchung von Reiseberichten (Samuel Wallis, Louis Antoine de Bougainville, James Cook) aus dem 18. Jahrhundert zeigt. Bei der Ankunft Cooks in Tahiti werden neben Diensten, kleinen Gegenständen geringen Werts und Nahrungsmitteln auch Namen ausgetauscht, dessen lokale Bedeutung den europäischen Seeleuten die Beziehungen mit der Insel erleichtert. Sie sehen aber nicht, dass mehr auf dem Spiel steht. Die Einwohner Tahitis sehen im Tausch nämlich eine Sicherung ihres Handelsmonopols gegenüber den eigenen Nachbarn, da für sie die Symbolik des Namens (sozialer Status, Bindung an Ahnen, Besitzrechte) die Fremden in die eigene Gruppe einbindet und damit „bändigt“ (224).

Kritisch sei abschließend vermerkt, dass das Verhältnis von mündlicher Namenspraxis und der ihr oft diametral entgegenstehenden Schriftlogik, welche auch die untersuchten Gesellschaften in unterschiedlichem Ausmaß durchwirkt, wenig reflektiert wird, was für eine zeitgenössische Anthropologie problematisch erscheint. Der Fokus auf mündliche, rituelle und körperliche Interaktion erweist sich hingegen als anregend für die historische Forschung, die nahezu ausschließlich mit schriftlichen Spuren arbeitet. Ertragreich anschließen ließe sich die Frage nach dem Zusammenhang einer dynamischen und pluralen Nomination mit Geschlechterpositionen beziehungsweise -identitäten.

Über Namensgebung und -aneignung wird in gewisser Hinsicht Welt verhandelt, die Beziehung des/der Einzelnen zu sich, ihrem/seinem familiären, sozialen und politischen Umfeld. Mit den Worten der Herausgeberinnen: „Die Person ist mehr als ihr Name, es liegt an ihr, sich mit ihm zu identifizieren, alle Schichten, die ihre Besonderheit ausmacht, zu erfassen und die ihr Name beinhalten kann.“ (24) Es „liegt an ihr“: Name und

Identität sind nicht deckungsgleich, denn die individuelle Identität gibt dem Namen erst seine volle Bedeutung, die letztlich über Nominierungssysteme allein nicht fassbar ist.

*Ulrike Krampfl, Tours*

Jean-Pierre Bardet u. Guy Brunet Hg., **Noms et destins des Sans Famille**, Paris: Presses Université Paris-Sorbonne 2007, 404 S., EUR 39,-, ISBN 978-2-84050-499-3.

In der Drehlade des *Hospiz der Kinder des Vaterlandes* in Bordeaux wurde Anfang des 19. Jahrhunderts ein kleines Mädchen abgegeben, an dessen ärmlichen Kleidern ein einfacher Zettel mit folgender Aufschrift haftete: „Jeanne Eloïse, 17 Monate alt, man möge sich um sie kümmern, die Mutter, der dieses Kind gehört, ist eine unglückliche Frau“ (135). Zettel wie dieser liegen zu Zehntausenden in den Archiven der europäischen und kolonialen Wohlfahrtseinrichtungen. Aus jedem dieser Zettel spricht die Not einer Mutter, über deren Lebensgeschichte uns die Archivalien gewöhnlich jedoch im Dunkeln lassen. Wenn Jeanne Eloïse in den ersten Monaten im Hospiz nicht gestorben war – was, statistisch gesehen, sehr wahrscheinlich war –, hatte sie sich später gewiss Gedanken um ihre Herkunft gemacht. Dabei fehlte ihr vor allem eines: Der Name ihrer leiblichen Eltern, der ihr eine Geschichte gegeben, sie mit Vorfahren verknüpft und in eine Herkunftslinie gereiht hätte. Nach Jean-Pierre Bardets Schätzungen wurden allein in Frankreich von der Mitte des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts etwa drei Millionen Kinder ausgesetzt, wobei die frühen 1830er Jahre mit mehr als 30.000 Findlingen pro Jahr einen Höhepunkt darstellen.

Wie diese Kinder zu ihren Namen kamen, dieser Frage gehen unter der Leitung von Jean-Pierre Bardet und Guy Brunet dreißig Forscherinnen und Forscher nach, darunter viele mit einer ausgewiesenen Expertise in der Geschichte der europäischen Kindsaussetzung.<sup>1</sup> Der zeitliche Rahmen der Arbeiten erstreckt sich vom Ancien Régime bis ins 20. Jahrhundert; räumlich beschränken sie sich – mit Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und deren kolonialen Besitzungen Kuba und Brasilien – auf die Romania. Die kolonialen Wohlfahrtseinrichtungen ermöglichen Einblick in die Zirkulation von Praktiken und Ideen zwischen den Ländern beziehungsweise Kontinenten. Um die Wechselwirkungen innerhalb Europas zu beobachten, ist die Zeit der Napoleonischen Besatzung ein geeigneter Fokus. So stand beispielsweise ein Erlass von 1812, der die Namensgebung für Findelkinder in Frankreich während des gesamten 19. Jahrhunderts regeln sollte, unter italienischem Einfluss. Die französischen Behörden wiesen die

---

<sup>1</sup> Man denke vor allem an das Kolloquium der *École française de Rome* von 1991 bzw. den Sammelband „Enfance abandonnée et société en Europe. XIV<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles“, ebenso an die Ausgabe 14, 2 (2007) der „Annales de démographie historique“, die den Institutionen und individuellen Lebensverläufen ausgesetzter Kinder gewidmet ist.